Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 77 (2002)

Artikel: Die Thurgauer Schule geht ins Museum
Autor: Joos, Dominik / Casutt, Marcus / Bieg, Renate
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699404

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Thurgauer Schule geht ins Museum

Neue Plattform für die Schule

Das Schulmuseum in Amriswil will Dialoge auslösen und die Diskussion zu Schulthemen breit verankern. Damit erhält die Schule eine neue Plattform. Das Museum wird als ein Medium, als ein Netzwerk, als ein Kommunikationszentrum verstanden.

So könnte es irgendwann einmal aussehen, im künftigen Schulmuseum: den ganzen Tag Hochbetrieb im Werkraum, im Mehrzweckraum und im Garten. Die Maschine zum Buchbinden war von Kindern und Erwachsenen ständig umlagert, es sind jede Menge Schulhefte entstanden. Das war der Tarif: für ein Heft zum Mitnehmen musste man zwei weitere produzieren, die für den Museumsshop bestimmt waren. Im Garten entstand eine Riesenunordnung beim Färben von T-Shirts mit den Pflanzen aus dem Schulgarten und aus einer benachbarten Gärtnerei. Im Schulzimmer sah es aus wie in einer Schulstube des 18. Jahrhunderts, als es noch keine Stahlfedern gab. Der ganze Raum war besät von wunderschön kalligraphisch feinsäuberlich geschriebenen Kurzgeschichten.

Auf Gänsekiel folgten Stahlfedern = Federkasten aus dem Schulmuseum (Bildnachweis: Schulmuseum)

Die Federn dazu wurden eigenhändig gehärtet und geschnitten und die Tinte musste man selbst anrühren.

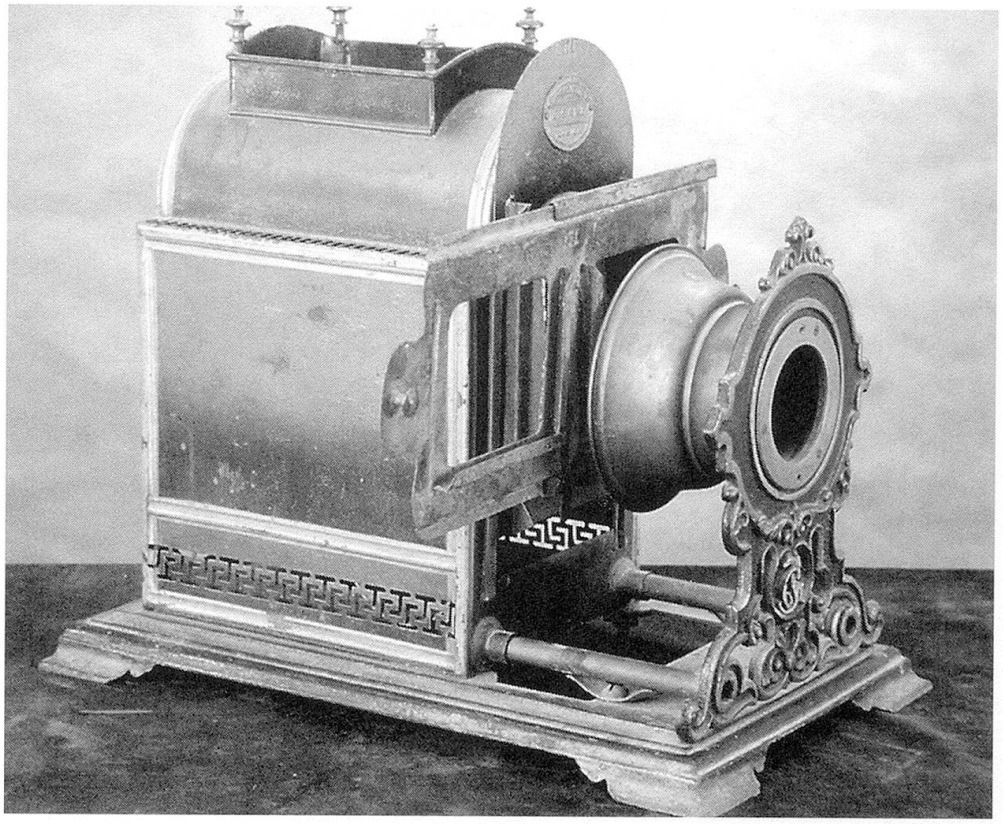
Szene 2: Der Bus mit einer Schulklasse ist vorgefahren. Sie bleibt zwei bis drei Tage in der Region und wird sich am Wettbewerb beteiligen, neues Schulmobiliar zu entwerfen. Alle Schüler nisten sich auf dem Bauernhof ein, einmal wird auch im Stroh übernachtet. Es bleibt auch Zeit für eine kurze Velotour zum Schloss Hagenwil. Auf dem Themenweg «Wasser auf den Mühlen» erreichen die Kinder den Bahnhof Amriswil, wo die Fahrräder bereitstehen.

Tintenfass/Feder

Das Schulmuseum lebt von Dialogen

Das sind zwei Visionen, die exemplarisch den Betrieb und die angestrebte Vernetzung des Schulmuseums aufzeigen. Dem Schulmuseum als Zentrum für Schulkultur liegt ein moderner Museumsbegriff zugrunde. Angestrebt wird ein Ort der Begegnung: Enkel hören ihren Grosseltern zu, Lehrpersonen treffen Eltern, Schülerinnen und Schüler beteiligen sich an Projekten. Hier entsteht ein Forum, eine Plattform für Auseinandersetzungen mit Schulkultur. Neben Ausstellungen und Führungen finden verschiedene Veranstaltungen wie Podiumsdiskussionen, Workshops, Konzerte, Beratungen, Wettbewerbe, Projekte – auch ausserhalb des Schulmuseums – statt. Die Projektleiterin und künftige Museumsleiterin, Renate Bieg aus Horn, formuliert es so: «Das Schulmuseum lebt von den Dialogen, die es auslöst. Das Museum wird verstanden als ein Medium, als ein Netzwerk, als ein Kommunikationszentrum.»

Im Bereich «Schule und Bildung» zeigt sich das wandelnde Selbstverständnis einer Gesellschaft. Bei bildungspolitischen Fragen geht es immer auch um Wertvorstellungen: Was ist gut für die Kinder? In einer pluralistischen Gesellschaft, die sich schnell wandelt, steht die Institution Schule vor enormen Herausforderungen: In welcher Form werden welche Inhalte vermittelt? Welche Wertvorstellungen werden breit getragen? Die Historikerin Renate Bieg beschreibt das Fundament des Erfolges so: «Wir sind davon überzeugt, dass das Zentrum für Schulkultur eine Erfolgsgeschichte wird, wenn es ihm gelingt ein offenes Forum für eine Vielzahl verschiedener einander auch widersprechender Standpunkte, Erfahrungen und Erinnerungen zu sein.»



Epidiaskop: Vorläufer des Diaprojektors
Bildnachweis: Archiv Schulmuseum

Die historische Sammlung als Rückgrat des Museums macht dann Sinn, wenn sie in die Gegenwart gebracht wird. In kleinen thematischen Ausstellungen werden die schulgeschichtlichen Objekte, die Sammlung mit materiellem und immateriellem Kulturgut unter aktuellen Gesichtspunkten neu befragt und für die Öffentlichkeit dokumentiert. Aufgabe des Schulmuseums ist es auch aufzuzeigen, wie die Schule Teil der Gesellschaft wurde. Weitere Aspekte betreffen die Schulgeschichte im engeren Sinn: Wie ist der Schulzwang entstanden? Das alte Schulhaus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts bildet für diese Aspekte optimale Anschauung. Das Museum umfasst die Ausstellung, die Sammlung, das Haus und übernimmt die Funktion eines Netzwerkes mit all seinen Aktivitäten und Kooperationen.

Mittelstufe vorerst Hauptzielgruppe

Hauptzielgruppe ist die Mittelstufe. Didaktisches Material, museumspädagogische Aktionen werden vorerst schwergewichtig für diese Zielgruppe erarbeitet. Vorgesehen sind auch Weiterbildungsangebote für Lehrerinnen und Lehrer. Zur Infrastruktur zählen ein altes, original eingerichtetes, zur Benützung frei stehendes Schulzimmer, ein Werkraum,

Ausstellungsräume, ein polyvalenter Raum zur Einstimmung (auch für Aktionen) sowie ein zeitgemäss eingerichteter Seminarraum zur Vor- und Nachbereitung. Das Haus bietet idealen Raum für Klassenzusammenkünfte, Klein-Seminare oder Firmenanlässe. Zum Aussenraum gehören der Schulgarten, ein Werkplatz, ein Pausenplatz mit historischen Geräten und ein geschützter Picknick-Platz. Für Zielgruppen mit älteren Schülerinnen und Schülern bietet das Schulmuseum auch Arbeitsplätze und eine Bibliothek zum Thema. Die dokumentierte Sammlung wird für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellt.

Dominik Joos

Weitere Informationen: Telefon 071 410 07 01, Fax 071 410 07 02, www.schulmuseum.ch, info@schulmuseum.ch

Die «Erfindung» des Schulhauses im Thurgau

Die Geschichte des Schulhauses wie wir es heute kennen, nicht bei den Griechen. Von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert waren die unter privater oder kirchlicher Obhut stehenden Schulen sehr uneinheitlich organisiert, mangelhaft untergebracht und nur rudimentär eingerichtet. Als Schullokale dienten mancherorts einzelne Zimmer in verschiedenartigsten Gebäuden. Diese Bauten wurden wohl oft Schulhaus genannt, waren aber nicht für jenen Zweck erbaut und konzipiert worden.
Das moderne Schulwesen ist vielmehr eine der bedeutendsten Errungenschaften des 19. Jahrhunderts. «Richtige» Schulhäuser entstanden erst zusammen mit der Einführung eines geregelten öffentlichen Schulsystems. So muss das Schulhaus architektonisch erst erfunden werden und ist als Bautyp dem Bahnhof ähnlich, der – historisch etwa parallel – erst mit dem Bau von Eisenbahnstrecken entwickelt wurde.

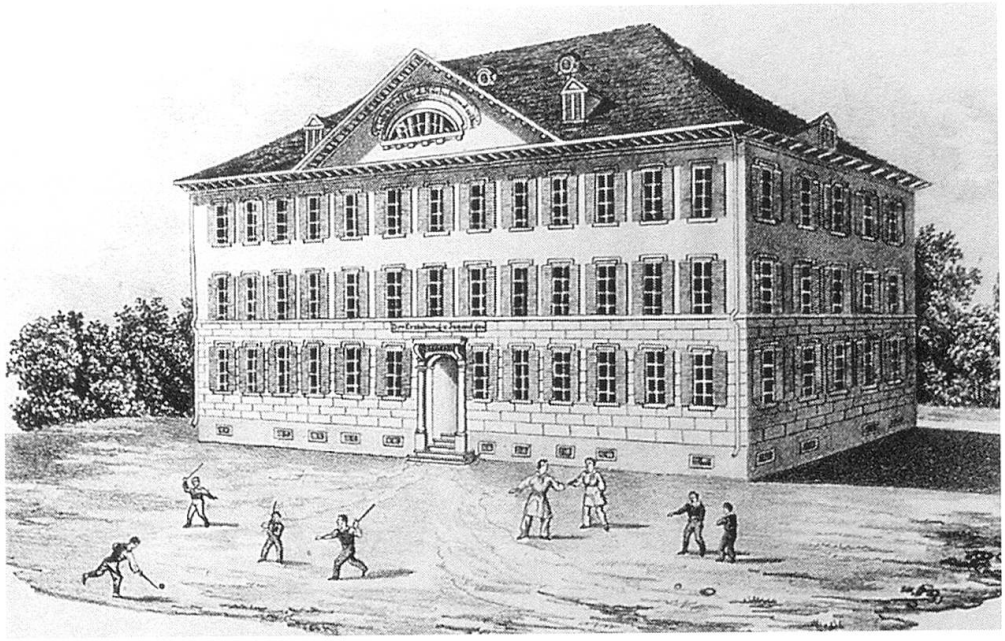
Ein einfaches Landschulhaus: errichtet um 1848 in Gottshaus. Foto ca. 1925 (Schulmuseum)

Die öffentliche Schule – Schulpflicht und Schulgesetz

Im Kanton Thurgau bestimmte 1831 die kantonale Verfassung den Staat zum Träger der Schule und setzte die allgemeine Schulpflicht fest. Den Grundstein für ein modernes funktionierendes Schulsystem legte das Schulgesetz von 1833. Kinder vom fünften bis zwölften Altersjahr waren somit zum Besuch der Alltagsschule verpflichtet und 12- bis 15-Jährige hatten die Repetierschule an mindestens 32 Tagen im Jahr zu besuchen. Viele für den Schulalltag grundsätzliche Dinge mussten erst geregelt und organisiert werden: die Unterrichtsfächer, die Bildung und Besoldung der Lehrer oder das Schulpensum von 32 Wochen pro Jahr.
Das so genannte «Gesetz über die Einrichtung der Schulanstalten» übertrug den Schulgemeinden grosse neue Aufgaben: sie hatten nun unter kantonaler Aufsicht ihr Schulwesen einzurichten und allen ihren Kindern einen Schulplatz zu bieten. Die bestehenden Räumlichkeiten waren vielerorts aber absolut unzureichend. Schulstuben mussten durch den kantonalen Erziehungsrat genehmigt werden, der gleichzeitig Staatsbeiträge für Neubauten bewilligte. Zahlreiche Schulgemeinden, darunter manche kleine Landgemeinde, standen nun also vor der grossen Aufgabe, erstmals ein Schulgebäude zu erstellen.

Die neuen Schulhäuser nach 1833

Die Folge ist eine Baulawine im ganzen Kanton: in den Jahren bis 1850 entstehen wohl gegen hundert neue Schulbauten. Das Schulhaus wird zur wichtigsten öffentlichen Bauaufgabe.
Die entsprechenden Anforderungen an ein Landschulhaus werden im «Reglement für Schulhausbauten» des Erziehungsrates 1840 detailliert festgelegt. Diese systematische Beschreibung beginnt beim geeigneten Bauplatz: «Das Schulhaus soll auf einem trockenen und so viel als möglich freien Platz errichtet werden.» Verlangt wird, dass das Unterrichtszimmer «einen Flächenraum von je 8–10 Quadratfuss auf jedes Kind» enthalte (0,72–0,9 m^2). Bei 30 Kindern werden also 27 m^2 vorgesehen, bei 80 sind es 57,6 m^2. Und weiter: «Bei Erbauung eines neuen Schulhauses soll auch eine Lehrerwohnung damit verbunden werden.» Dass nicht jedes Dorf sein Schulhaus selbst neu erfindet, ist nur logisch. Während von anderen Kantonen offizielle Musterpläne bekannt sind, werden im Thurgau gelungene Projekte unter den Gemeinden weitergegeben und übernommen. Eine Grossschule, wie etwa das 1839/40 erbaute monumentale Pestalozzi-Schulhaus in Wein-



Das grösste Thurgauer Schulhaus seiner Zeit: Das Pestalozzi-Schulhaus in Weinfelden vom Baumeister Rudolf Hofmann 1839/40 erbaut. (Lithographie von J.C. Weber, 1840)

felden, ist in dieser Zeit die Ausnahme. Ein sehr typischer Bau einer Landgemeinde aus den 1840er-Jahren hingegen ist das Schulhaus Mühlebach in Amriswil. Es folgt in manchen Punkten exakt den Vorgaben und enthält entsprechend zwei Lehrerwohnungen im Erdgeschoss und zwei Schulräume im Obergeschoss.

Die ab 1840 erstellten Schulhäuser sind sich sehr ähnlich. Gemeinsam sind ihnen die einfachen Formen einer klassizistischen Architektur. Es sind Bauten auf längsrechteckigem Grundriss von etwa 60x36 Fuss (18x10,8 m) mit zwei Geschossen von 9 Fuss (2,7 m) Höhe über einem Sockel, oft mit einem Walmdach gedeckt. Sie sind symmetrisch angelegt, mit zentralem Eingang, Flur und Treppenhaus, weisen fünf oder sieben Fensterachsen in der Länge und drei in der Breite auf. Ein frontseitiger Quergiebel ist typisch. Manche Schulen erhalten ein Glocken- und Uhrtürmchen, das die Bedeutung des Hauses unterstreicht, aber natürlich auch der exakten Zeitanzeige dient. Schulbeginn und Pausenzeiten konnten so abgelesen werden, denn oft liegt die nächste Kirchturmuhr kilometerweit entfernt.

Das Schulhaus Mühlebach – ein Pisébau

Während die architektonische Form des Schulhauses Mühlebach weit verbreitet ist, ist hingegen seine Konstruktion aussergewöhnlich: es ist ein Pisébau. Pisé wird die Lehmstampfbautechnik genannt, bei der zumindest die Aussenmauern ausschliesslich aus Lehm bestehen. Das

Das Schulhaus Mühlebach, 1847 erbaut von der Einheitsschulgemeinde Mühlebach, Biessenhofen und Schocherswil. Foto ca. 1925 (Schulmuseum).

geeignete Material, ein tonhaltiges Erdmaterial, wird in Schichten in eine Holzschalung gefüllt und gestampft. Die Mauern erhalten eine Stärke von 50–80 cm. Nach Entfernen der Schalung wird ein gewöhnlicher Kalkverputz aufgebracht, sodass sich Pisébauten äusserlich von Steinbauten überhaupt nicht unterscheiden. Generell zeigen diese Lehmbauten keinen eigenen architektonischen Stil, sondern orientieren sich an «normalen» Bauten. Der Hauptvorteil ist die enorme Wirtschaftlichkeit, kosten doch die Maurerarbeiten gegenüber einem Bruchsteinmauerwerk bloss einen Drittel. Das Baumaterial ist gratis in nächster Umgebung erhältlich, womit hohe Transportkosten gespart werden können, vor allem bevor die Eisenbahn 1855 den Thurgau erreicht.

Das wohl bekannteste Beispiel in der Schweiz ist das Aargauer Dorf Fislisbach, das nach einer Feuersbrunst 1848 grossteils mit Lehmbauten neu aufgebaut wurde. Die Pisétechnik hatte im 19. Jahrhundert allerdings einen schlechten Ruf und galt als «Arme-Leute-Bauweise». Unter

«Altes Schulhaus» Thundorf, um 1844 ebenfalls als Pisé-Bau erstellt, heute Gemeindehaus. Foto um 1900 (Denkmalpflege).

Schulhaus Mettlen, erbaut um 1850 nach Vorbild des Schulhauses Mühlebach. Foto von 1989 (Denkmalpflege).

Bauhandwerkern waren Misstrauen und Ablehnung weit verbreitet; ein Pisébau war schlicht ein «Dreckhaus». Für die Förderung der Bauweise setzte sich namentlich die Thurgauische Gemeinnützige Gesellschaft ein.

Aus heutiger Sicht erscheint die Bautechnik keineswegs als primitiv, ist doch das konstruktive Prinzip des Pisé der Verwendung von Beton vergleichbar. Ihre Bewährungsprobe haben die Lehmhäuser längst bestanden: Dank ihrer Dauerhaftigkeit sind die über 150-jährigen Mauern heute in tadellosem Zustand. Das Schulhaus Mühlebach ist ein Glücksfall für die Baugeschichte, hat es sich doch in einem sehr ursprünglichen Zustand des 19. Jahrhunderts erhalten. Heute stellt es über die Kantonsgrenzen hinaus ein Baudenkmal dar, das sowohl über die Gründungszeit unseres Schulwesens wie über eine aussergewöhnliche Bautechnik viel erzählen kann.

Marcus Casutt

Literatur

Hinweisinventar alter Bauten und Ortsbilder im Kanton Thurgau, 1974.

Kleespies, Thomas: Schweizer Pisébauten, Dissertation ETH Zürich, 1997.

Schoop, Albert u.a.: Geschichte des Kantons Thurgau, Frauenfeld 1994.

Pioniere der Arbeitsschule

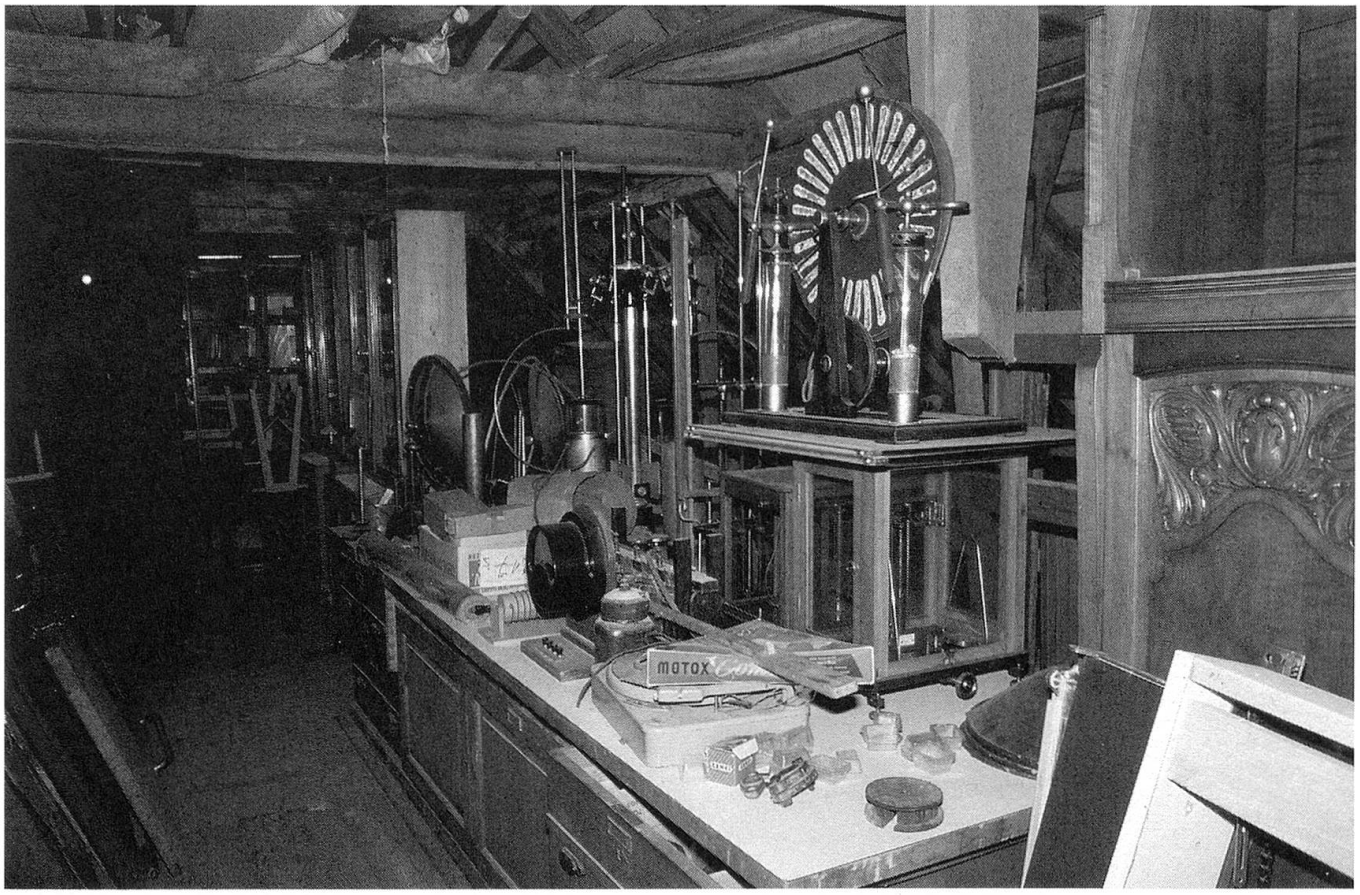
«Mit den Sinnen begreifen» ist kein junges Programm, davon überzeugt ein Blick in die Geschichte der Pädagogik. Aktuell ist es nach wie vor!

Die Arbeitsschulbewegung war eine der Teilbewegungen der Reformpädagogik. Bestrebungen zur Erneuerung von Erziehung, Schule und Unterricht in Europa und den Vereinigten Staaten zwischen 1890 und 1930 werden mit dem Sammelbegriff «Reformpädagogik» bezeichnet. Interessanterweise ging aber auch die Fachliteratur lange davon aus, Arbeitsschule habe sich vor dem Ruf nach der neuen Schule um 1890 entweder gar nicht oder allenfalls rudimentär ereignet.

«Versinnlichungsmittel» standen bereits am Anfang der Thurgauer Volksschule

Tatsache ist, dass die Idee der Arbeitsschule viel älter ist als die Reformpädagogik (1890-1930). In der Schweiz wurde das Wort «Arbeitsschule»

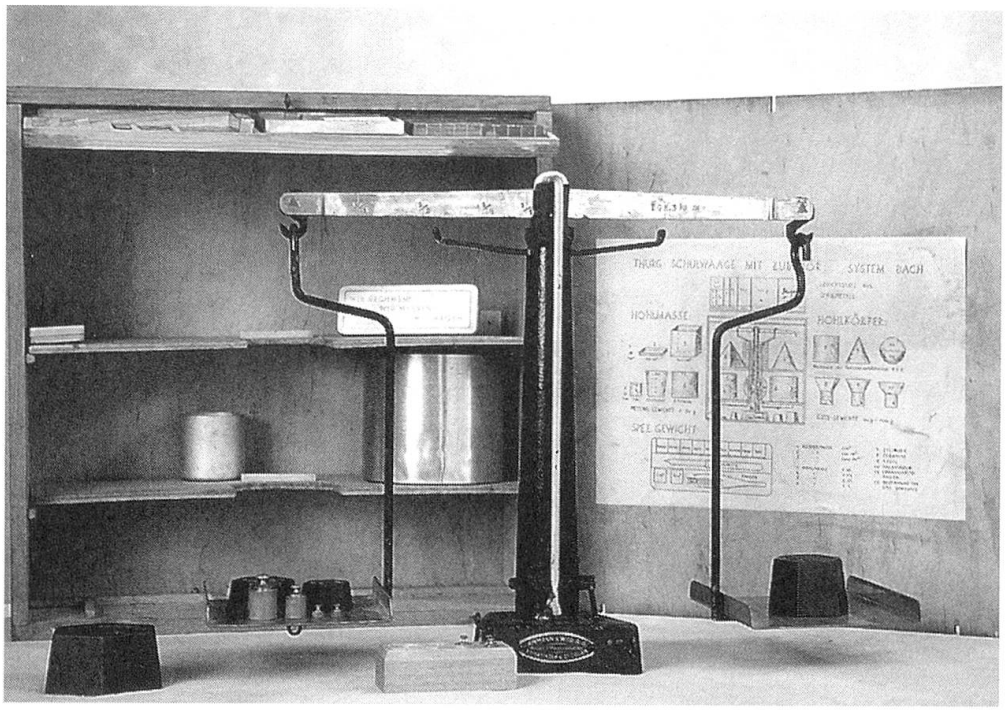
Zeugen der Arbeitsschule im ehemaligen Landerziehungsheim Kefikon (Bildnachweis: Schulmuseum)



erstmals im Rahmen der allgemeinen Volksschule 1828 bei Rudolf Hanhart benutzt. Dem Basler Pädagogikprofessor ging es darum, nicht nur Kinder in Armenschulen arbeiten zu lassen, sondern das Arbeitsprinzip auch in den Volksschulen einzuführen. Dieselbe Absicht verfolgte Johann Jakob Wehrli (1790-1855). Nach 23 Jahren in Hofwil, kam er als Direktor an das neu gegründete Seminar in Kreuzlingen. Die Einführung der Lehrerausbildung (1833) und das neue Schulgesetz (1833) waren Grundpfeiler für die Etablierung der staatlichen Volksschule im Thurgau. Zusätzlich notwendig waren Schulhäuser. Eines davon war das Schulhaus Mühlebach, das künftige Schulmuseum.
Im ersten Thurgauer Unterrichtsplan ist die Rede von verdienstvollen «Versinnlichungsmitteln». Gemeint sind damit helle und dunkle Kieselsteine, welche den Kindern in armen Schulen helfen sollen, eine Vorstellung des Zahlbegriffs zu entwickeln. Die Forderung nach einer sinnlichen Didaktik ist also mindestens so alt wie die Volksschule selbst. In welchem Ausmass sie in den Schulen durchgesetzt wurde, ist eine andere Frage. Allgemein verbindlich wurde sie bis heute nicht. Gefragt war und ist der Einfallsreichtum und die Einsatzbereitschaft einzelner. Welche Spuren dieser Pioniere finden wir im Thurgau?

Das Landerziehungsheim Kefikon als idealer Ort der Arbeitsschule

Als es 1998 darum ging, die Sammlung für das geplante Schulmuseum aufzubauen, stiessen die Initianten neben Mobiliar in erster Linie auf Flachware: Schulwandbilder und Schulbuchsammlungen. Einfache «Versinnlichungsmittel», wie die Kieselsteine, wurden auf keinem Estrichboden aufbewahrt. Dreidimensionales Anschauungsmaterial und Experimentierkästen waren relativ selten auf den Dachböden der Volksschule zu finden. Ganz anders im ehemaligen Landerziehungsheim Kefikon, neben diversen Werkstätten, die von den Internatsschülern nach wie vor genutzt werden, wurde die lange Tradition der Arbeitsschule an diesem Ort sichtbar. August Bach gründete 1906 das Landerziehungsheim Kefikon; sein Enkel Roland Bach leitet heute das Internat. Was auf dem Dachboden des Schulgebäudes an Gegenständen erhalten geblieben war, waren Spuren dessen, was Hans-Ulrich Grunder in seiner Dissertation festhält: Von den Schweizer Gründern der Landerziehungsheime war Bach der wohl entschiedenste Verfechter des Arbeitsprinzips. Hier lagen all diese Objekte, welche die Initianten suchten: Schülerarbeiten



Die Bachsche Unterrichtswaage (Bildnachweis: Schulmuseum)

aus dem Werkbereich, Anlagen für physikalische und chemische Experimente, Vermessungslatten und Zeichentische, Mik-roskope und Unterrichtswaagen.
Doch was hatte das Landerziehungsheim, diese Insel für Kinder reicher Eltern mit dem Alltag der Volksschule zu tun? Waren diese Objekte nicht gerade Ausdruck des sozialen Kontrasts der Volksschulen und der Privatinternate?

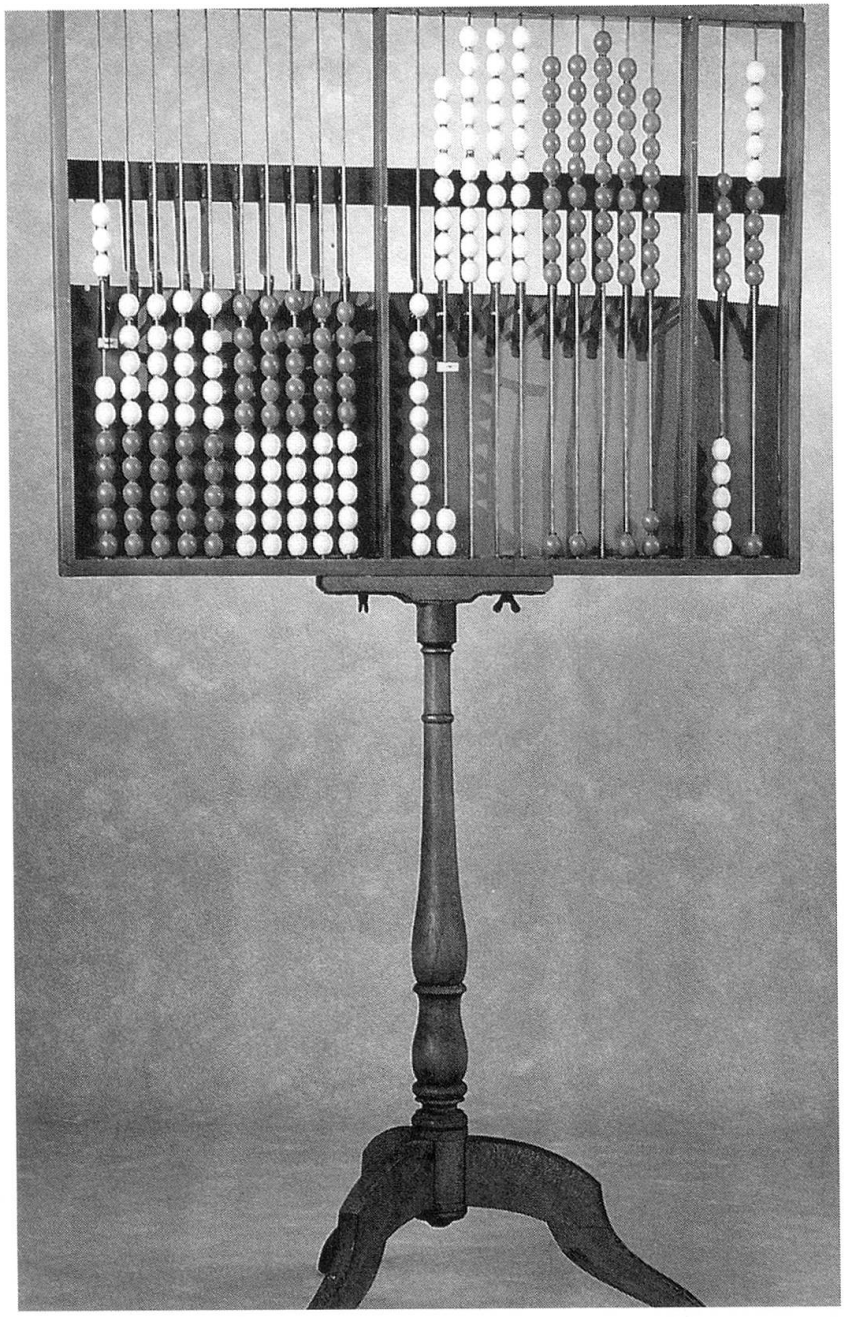
«Werktätige Erarbeitung in der Volksschule»: Die Bachsche Unterrichtswaage

Im Gegensatz zu den meisten andern Landerziehungsheimgründern in der Schweiz setzte sich August Bach für die Einführung des Arbeitsprinzips in den Volksschulen ein. Er war Schulinspektor und Präsident des Thurgauischen Vereins für Knabenhandarbeit und Schulreform. Wiederholt führte er Kurse für Lehrer durch. Die Pädagogen sollten in die Lage versetzt werden, mit Holz, Metall und Karton in ihren Schulen zu arbeiten. Neben dem Werkunterricht, der auch im Internat eine grosse Rolle spielte, beschäftigte sich August Bach intensiv mit der anschaulichen Vermittlung naturwissenschaftlicher Grundgegebenheiten. Ausgehend von den Dingen sollte ein Zahlbegriff entwickelt werden. *«Elementare Zahl-, Mass- und Wertbegriffe: Werktätige Erarbeitung in der Volksschule mit Kommentar zur Unterrichtswaage»* heisst das Buch von Au-

gust Bach, das 1947 im Verlag Huber erschien. Der Titel ist Programm und das Buch Ergebnis langer Forschung. *«Hier schicke ich Ihnen mein 10jähriges Sorgenkind zur Beurteilung»* lautete 1945 Bachs Kommentar zum Manuskript.

Im unveröffentlicht gebliebenen Prospekt von 1940 für die «Schulwaage» von August Bach wird die «Unterrichtswaage mit Zubehör» zur Erfassung des metrischen Mass- und Gewichtssystems angepriesen: *«Der dekadische Aufbau der Flächen-, Körper- und Hohlmasse, und vor allem ihre Umwandlung in höhere und niedere Einheiten, machen dem Schüler vielfach Mühe und es entstehen dabei Unklarheiten, die oft durch Worte allein nicht behoben werden können. Durch ein geeignetes Veranschaulichungsmittel richtig klargestellt und demonstriert, werden sie jedoch auch vom langsam denkenden Schüler im Aufbau und Zusammenhang voll erfasst.* Die Unterrichtswaage und der Schulgewichtssatz eröffnen neue Wege beim Erwerb des Zahlenbegriffs. Es soll eine Vorstellung der Verhältnisse der Einheiten zueinander entwickelt werden, *«indem die Grundvielheiten nicht nur durch Zählen loser Einzeldinge, sondern auch beim Vergleichen, Ergänzen, Zerlegen, Malnehmen, Teilen, Messen und Wägen als zusammenhängende Ganze eingesetzt werden können. Bei dieser geordneten, vielseitigen Betätigung im Sinne des Arbeitsprinzips, werden die Rechenvorgänge gründlich veranschaulicht und gefestigt, ehe man zum formalen Zifferrechnen und zu angewandten Aufgaben übergeht.»*

Der Knupsche Zählrahmen (Bildnachweis: Schulmuseum)



Die Entwicklung der Waage begann in den frühen Dreissigerjahren. Die allgemeine Wirtschaftskrise behinderte den Absatz. Während des Krieges wurde die Lage noch prekärer: *«Das Kilogewicht in Schulmetall kann schon seit 2 Jahren nicht mehr geliefert werden, weil Blei, Zinn u. Antimon nicht mehr für diesen Zweck verarbeitet werden dürfen.»* Blei wurde in Kriegszeiten für andere Zwecke benötigt und wurde im zivilen Bereich zu teurer Mangelware. Diese Legierung mit dem angestrebten spezifischen Gewicht 10 war entscheidend für die Waage, denn nur damit gelang es die richtigen Verhältnisse zwischen Zahl, Gewicht und Mass herzustellen: Ein Schulmetallquader (Länge 1cm, Breite 1 cm, Dicke 1mm) wog 1 Gramm.

Gesichts- und Gehörseindrücke der Zahlen dank des Knupschen Zählrahmens

Der Basler Mathematiker Dr. Justus Stöcklin verfasste weit verbreitete Rechenbücher. Sein Standardwerk «Schweizerisches Kopfrechenbuch und Methodik des Volksschulrechnens» wurde immer wieder aufgelegt. Im Kapitel «Hilfs- und Arbeitsmittel beim elementaren Rechenunterricht» werden gleich zwei Thurgauer Erfinder gewürdigt: Neben Bachs Unterrichtswaage wird der Knupsche Zählrahmen als didaktisch wegweisend eingestuft für den Zahlenbereich 10 bis 100. Für den Zahlenbereich 1 bis 10 propagiert Stöcklin die Finger als älteste und beste Veranschaulichungsmittel. Seines Erachtens sind die Finger dafür verantwortlich, dass wir überhaupt im Dezimalsystem rechnen. Wenn Finger und Zehen nicht mehr weiterhelfen, hilft Knup. Heinrich Knup (1871-1953) war Lehrer in Romanshorn. Seinen Zählrahmen liess er im Frühjahr 1905 patentieren. Im Unterschied zu den bisherigen Zähl- oder Rechenrahmen waren bei ihm die Kugeln nicht vertikal, sondern horizontal angeordnet. Im Werbeprospekt von 1906 ist die Rede von Gesichts- und Gehörseindrücken, die zum bewussten Zerlegen der Zahlen und zum verständnisvollen Vervielfachen und Messen verhelfen. Unterschiedliche Sinne werden angesprochen, um Zahlen erfahrbar werden zu lassen. Die Zahlenbilder sind analog ihrer Schreibweise dargestellt, links die Hunderter, in der Mitte die Zehner, rechts die Einer: *«Wir beanspruchen das Recht, diese Übereinstimmung von Zahlenbild und Ziffer, wie auch die Farbengebung nach Fünfergruppen, als erste angewandt zu haben.»* Der Knupsche Rechenrahmen war im Gegensatz zur Bachschen Schulwaage auch wirtschaftlich eine Erfolgsstory. Neben

Kaiser & Co. Bern, die bereits 1905 als Alleinfabrikanten und Herausgeber des Rechenrahmens in Erscheinung treten, lief der Vertrieb 1964 über F. Schubiger in Winterthur und Heinrich Knup junior, Lehrer in Sirnach. Obwohl der Rahmen in Frankreich und in anderen Ländern zum Patent angemeldet wurde, scheint er nicht über die Schweiz hinaus Verbreitung gefunden zu haben.

Wilhelm Fröhlich erschliesst einen neuen Kosmos

Internationale Verbreitung fanden die «Versinnlichungsmittel» des dritten hier vorgestellten Thurgauer Lehrers Dr. h.c. Wilhelm Fröhlich. Er liess den Vertrieb nicht über Bern, sondern über Stuttgart laufen. Seine Experimentierkästen wurden als Kosmos-Baukästen zu einem Begriff.
Nach dem Seminar in Kreuzlingen war Wilhelm Fröhlich von 1911 bis 1914 Volksschullehrer in Zezikon, ab 1916 während 42 Jahren Sekundarlehrer in Kreuzlingen. Die Apparate für physikalische und chemische Versuche baute er im Rahmen seiner Lehrtätigkeit. Sie wurden in der Schule und für die Schule entwickelt. Die Experimentierkästen für den Heimgebrauch kamen erst später hinzu. Die Zusammenarbeit mit Kosmos in Stuttgart begann 1921. 1932 erschien Fröhlichs *«Kleine Naturlehre für Volksschulen»* in der sechsten Auflage. Sie trägt den Untertitel *«Physik- und Chemie-Unterricht im Sinne der Arbeitsschule für einfachste Schulverhältnisse unter Benützung der Kosmos-Baukasten».* Sowohl Bach als auch Fröhlich verstanden sich als Teil der Arbeitsschulbewegung. Beide setzten sich für die Volksschule ein.

Gemeinsam war den vorgestellten Thurgauer Erfindern (Knup, Bach und Fröhlich) der Einsatz für einen Unterricht, der Abstraktes visualisiert und erfahrbar macht. Alle vorgestellten «Versinnlichungsmittel» sind Teil der Sammlung des Schulmuseums.

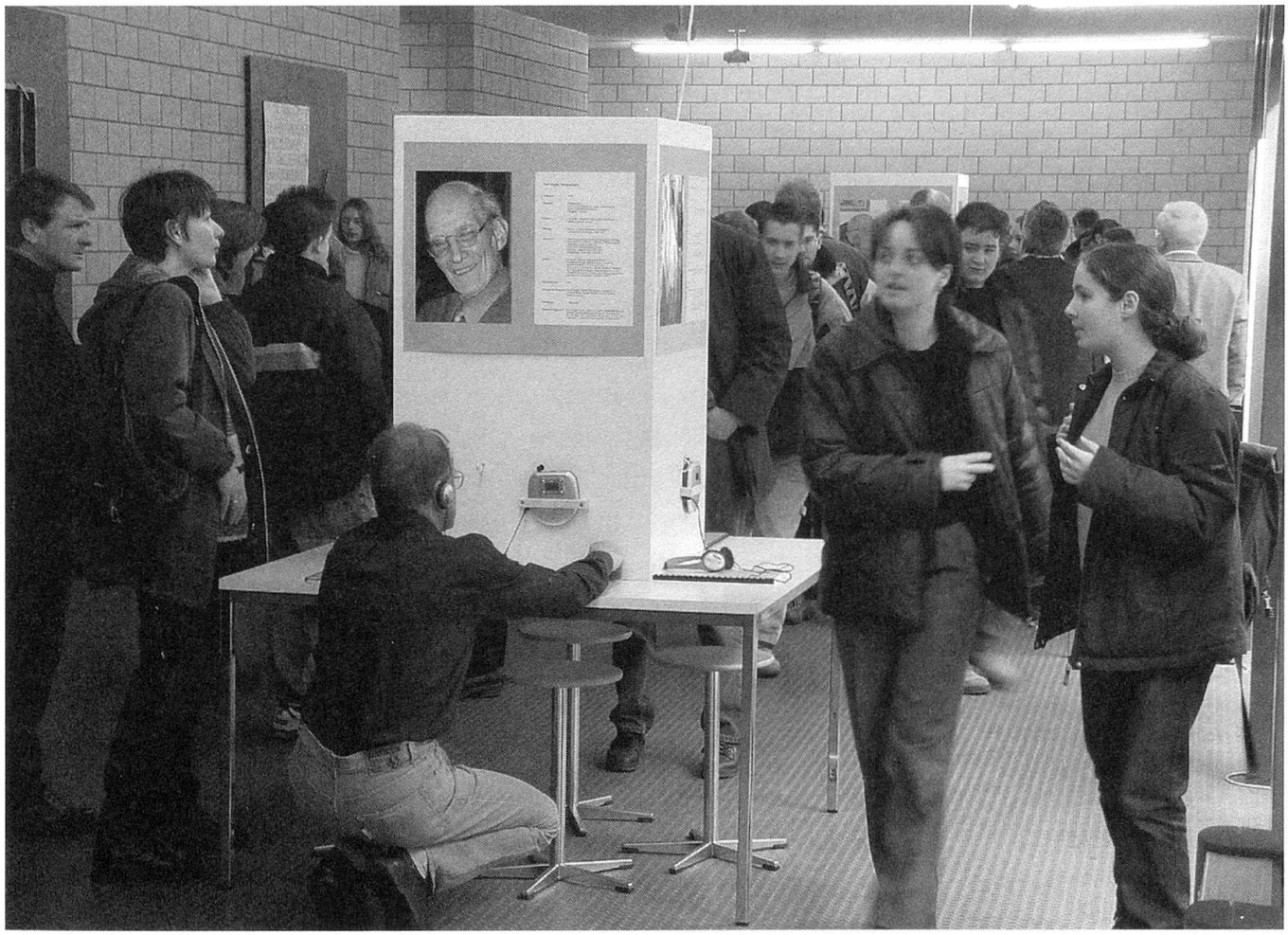
Renate Bieg

Lebenserinnerungen für das Schulmuseum

Schulkultur besteht neben Schulbänken, Schulwandbildern, Lehrmitteln, Heften und anderen Objekten nicht zuletzt aus Erinnerungen von Schülern und Lehrern. Es ist die Leistung der Schüler des Ergänzungsfaches Geschichte an der Kantonsschule Romanshorn, nach diesen Erinnerungen gefragt zu haben. Unter der Leitung von Dr. Rolf Soland interviewten sie zehn Schulmeister, welche zwischen 1903 und 1925 geboren worden sind. Generationenübergreifende Begegnungen fanden statt: Junge sprachen mit Alten und hörten zu.

Lebenserinnerungen, konserviert auf Tonträgern, kamen nach der Ausstellung in der Kantonsschule Romanshorn in die Sammlung des Schulmuseums in Amriswil wird zu erfahren sein, was Altlehrer Paul Engeli aus Romanshorn oder die pensionierte Schulmeisterin Hedi

Jung und Alt begegneten sich in der Hörausstellung an der Kantonsschule Romanshorn (Bildnachweis: Schulmuseum)



Blattner aus Ermatingen den Kantonsschülern aus ihrem Leben erzählten. Ernst Bissegger aus Amriswil, vielen Turnern wohl bekannt, erzählte ebenso wie der Weinfelder Lokalhistoriker und Thurgauer Kulturpreisträger Hermann Lei Senior aus seinem vergangenen Schulalltag. Auch Konrad Willi aus Amriswil, Albert Brenner aus Märstetten, Hansheiri Müller aus Romanshorn, Paul Frei aus Bischofszell, Hans Lötscher aus Arbon und Margrit Steiner-Härter aus Frauenfeld standen Red und Antwort.

Erinnerungen und Anekdoten gerettet

Schüler der Kantonsschule Romanshorn haben im Rahmen des Ergänzungsfaches Geschichte (Leitung Dr. Rolf Soland) pensionierte Lehrer interviewt. Bevor die Interviews der Sammlung des Schulmuseums übergeben wurden, waren sie von Januar bis März 2001 im Foyer der Kantonsschule Romanshorn öffentlich zugänglich. Marcel Rechsteiner war zusammen mit Samuel Bosshart, Andreas Malär, Christian Maron, Matthias Oswald, Christian Trunz, Micha Wälchli und Nicolas Weideli an diesem Projekt beteiligt.

Marcel Rechsteiner erzählt: «Mit dem Ziel, Tonmaterial von insgesamt zehn Interviewpartnern dem Schulmuseum übergeben zu können, begannen wir mit der Arbeit. Ausgehend von zwei Lehreradressen arbeiteten wir nach dem Schneeballprinzip auf der Suche nach weiteren Interviewpartnern. Wir vereinbarten Termine, arbeiteten an den Transkriptionen der durchgeführten Interviews. Die Vorbereitung der Hörausstellung war arbeitsintensiv: Wir kümmerten uns neben den Tonaufnahmen und den Abschriften um die Lebensläufe und die Fotografien der Lehrer. Spezielle Stellwände mussten für die Präsentation angefertigt werden.

Betrachtet man das ganze Projekt, von der Idee über die Durchführung der Interviews bis zur Hörausstellung, sind die Erfahrungen, die jeder einzelne machte sicher einmalig und unvergesslich. Wir hoffen, dass wir damit unseren Teil zum Gelingen des Schulmuseums beitragen konnten. Es fällt jedem von uns leichter, auf ältere Leute zuzugehen. Ich möchte auch jeden einzelnen dazu ermuntern, Gespräche mit den Gross- oder sogar Urgrosseltern zu führen und deren Lebensgeschichten aufzuschreiben.»

Alle interviewten Altlehrer und Altlehrerinnen haben ihre eigene individuelle Lebensgeschichte, dennoch ergibt die Summe dieser Einzelschicksale ein strukturelles Bild. Ein Beispiel: Wie schwierig es in den 30er- Jahren war, eine Stelle zu bekommen, blieb unvergessen. Die Jahre des Aktivdienstes war die Zeit der Vikariate, die auch einigen Frauen den Einstieg ins Lehrerinnenleben ermöglichte. Wie jede und jeder einzelne diese Zeit erlebte war individuell, die Rahmenbedingungen werden hingegen erstaunlich einheitlich geschildert. In einem Geschichtslehrmittel würde der Lehrsatz in etwa lauten: Der Zweite Weltkrieg führte vom «Lehrerüberschuss» zu «Lehrermangel». Diesen Satz könnte man auswendig lernen und in der Prüfung wiedergeben. Vorstellungen, Erfahrungen, Emotionen wären damit wohl kaum verbunden, es bliebe rein kognitives Wissen. In diesem Projekt arbeiteten die Schüler nicht in der Tradition der Buchschule, sondern der Arbeitsschule (vgl. Artikel «Pioniere der Arbeitsschule», Seiten 35–40).

Renate Bieg